

WESTEND

A close-up portrait of Henning Venske, an older man with grey hair, a mustache, and glasses, wearing a black shirt. The background is dark and out of focus.

HENNING VENSKE  
ES WAR MIR  
EIN VERGNÜGEN

EINE BIOGRAFIE



HENNING VENSKE

**ES WAR MIR EIN  
VERGNÜGEN**

Eine Biographie

**WESTEND**

Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
[www.westendverlag.de](http://www.westendverlag.de)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-051-2

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2014

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

# Inhalt

|          |                                          |            |
|----------|------------------------------------------|------------|
| <b>1</b> | <b>Wenn die bunten Fahnen wehen</b>      | <b>7</b>   |
| <b>2</b> | <b>Der wundervolle Suppenstein</b>       | <b>36</b>  |
| <b>3</b> | <b>Blueberry Hill</b>                    | <b>70</b>  |
| <b>4</b> | <b>Wie eine Gans mit zu langem Hals</b>  | <b>141</b> |
| <b>5</b> | <b>Die Zeiten ändern sich</b>            | <b>164</b> |
| <b>6</b> | <b>Zeit für eine Palastrevolution</b>    | <b>224</b> |
| <b>7</b> | <b>Tschingderassassa und Bumsfaldera</b> | <b>286</b> |
| <b>8</b> | <b>Aufstehn</b>                          | <b>316</b> |
| <b>9</b> | <b>Mal sehn, was dann passiert</b>       | <b>383</b> |
|          | <b>Abbildungsverzeichnis</b>             | <b>425</b> |
|          | <b>Personenregister</b>                  | <b>427</b> |



# 1 Wenn die bunten Fahnen wehen

Die Vergangenheit ist eine Erinnerung in der Gegenwart,  
und die Zukunft eine Erwartung in der Gegenwart,  
während die Gegenwart selbst ein aus der Zukunft in die  
Vergangenheit an unserem Geiste vorüberziehender Moment ist.

*Augustinus*

Im Sommer 1979 wollten wir endlich auf Schatzsuche gehen.

Meine Mutter und ich hatten uns für ein paar gemeinsame Ferientage in Österreich getroffen. Mit dabei war der zweite Mann meiner Mutter, ein Engländer namens Richard, genannt Dick.

Der Schatz, dem wir auf der Spur waren, sollte sich unter einer markanten Baumgruppe befinden: Familiensilber, einige Schmuckstücke, Briefe, Fotos und das Tagebuch meiner Mutter über meine Babyzeit, alles zusammen in eine alte Öljacke eingeschlagen. Sie hatte diese Kostbarkeiten in einer Regennacht im April 1945 ausreichend tief, wie sie meinte, vergraben.

Anstelle einer markanten Baumgruppe fanden wir nun, 34 Jahre später, ein stabiles Haus neben einer Großgärtnerei mit einigen Gewächshäusern und einer Weihnachtsbaumpflanzung. Der Schatz war verloren ...

Die Geschichte hatte angefangen mit einer Schülerliebe, die auch die Studienjahre überdauerte. Am 29. Mai 1938 wurde Polterabend gefeiert, und der junge Studienrat Dr. Walter Venske (Griechisch, Latein, Deutsch, Geschichte), promoviert mit einer Arbeit zum Thema »Platon und der Ruhm«, überreichte seiner zukünftigen Gattin Ursula einen mit Schreibmaschine geschriebenen persönlichen Speisenkatalog:

Bevorzugt: Gulasch, falscher Hase, Frikadellen, Eierspeisen (Omelett), Hühnerbrühe mit Grießklößchen, Würstchen mit Kartoffelsalat, Kartoffelpuffer, Milchreis mit Zucker und Zimt.

Tolerabel: die meisten Gemüsearten, Wiener Schnitzel.

Verboten: jeglicher Kohl, Fisch und Geflügel, wenn die tierische Form noch erkennbar ist.

Diesen Schock hat die Braut nie verdaut. Die Ehe war dann auch ein Flop.

Bevor das junge Paar dies zur Kenntnis nahm, wurde am 3. April 1939 Sohn Henning geboren. Der Säugling war also Widder.

*Sein Horoskop in den Fernsehzeitschriften war bis zum bitteren Ende identisch mit dem des fetten Spendeneintreibers und Bundeskanzlers der Jahre 1982 bis 1998, Helmut Kohl. Für beide ging es, wie Herr Kohl in einer seiner Neujahrsansprachen persönlich mitteilte, um Aufbruch oder Abstieg.*

Sobald er sprechen konnte, nannte Henning seinen Vater Vati und seine Mutter Mutti. Es war noch nicht die Zeit, in der sich Eltern mit ihren Kindern gemein machten und mit Vornamen anreden ließen. Als Sohn Henning fünf Monate alt war, am 3. September 1939, erhielt Vati seine Einberufung. Er musste nach Frankreich, an die sogenannte Westfront, um die Franzosen zu besiegen. Doch bevor er auch nur einen einzigen Schuss abgefeuert hatte, fiel er in einen Schützengraben und brach sich beide Beine. Das war sein Glück, denn er bekam Heimaturlaub und musste erst wieder im Juni 1941 zu den Waffen eilen, um sich am Angriff des nationalsozialistischen Deutschen Reiches auf die Sowjetunion zu beteiligen, was mit seiner bedingungslosen Kapitulation im Mai 1945 endete.

Vati war später der Meinung, er habe wie Millionen anderer deutscher Männer auch nur seine Pflicht getan. Dass es eher die Pflicht eines Mannes ist, das Gemüsebeet zu bepflanzen und im Frieden mit den Nachbarn für die Existenzsicherung und ein fröhliches Leben seiner Familie zu sorgen, bestritt er mit dem Hinweis auf seinen Status eines beamteten Staatsdieners und dem Argument, ziviler Ungehorsam sei in jener Zeit viel zu gefährlich gewesen. Warum er dann in den Wahlen der 1930er Jahre seinen Beitrag dazu geleistet hatte, dass die Nazis an die Macht kamen, blieb sein Geheimnis.



Während Vati versuchte, dem Bolschewismus »im deutschen Namen«, wie es später hieß, den Garaus zu machen, bewohnten Mutti und Henning eine 3,5-Zimmer-Wohnung in einem Mietshaus in der Roonstraße in Stettin. In der Zeit seines Heimaturlaubs saß Vati gern in seinem Arbeitszimmer und las. Beim Lesen durfte er nicht gestört werden, und deswegen musste Henning, der am liebsten unter Vatis Stahlhelm und in seinen Offiziersstiefeln durch die Wohnung schlurfte, als höflicher Junge von drei Jahren anklopfen, bevor er eintrat.

*Ein halbes Jahrhundert später fuhr ich mit Vati nach Stettin. Er wollte mir »seine Vaterstadt« zeigen. Hakenterrasse und so ... Vati bestand auch darauf, unsere ehemalige Wohnung in der Roonstraße aufzusuchen. Er hatte eine Aktentasche bei sich, die Schokolade, Kaffee und Bananen enthielt. Unerschrocken klingelte er an der Wohnungstür, was dahinter wütendes Hundegebell auslöste. Wir hörten, wie der Hund weggesperrt wurde. Ein polnisches Ehepaar bat uns herein. Die beiden waren ein wenig irritiert über diese seltsamen Deutschen, die nur »mal gucken« wollten, aber sie kochten Kaffee, boten Kekse an, und nach zwanzig Minuten einer holprigen Konversation brachen wir wieder auf. Beim Verlassen des Wohnzimmers legte Vati die Hand auf das Klavier, nickte mir zu und sagte leise: »Und das ist unser Klavier.« Mit »unser« meinte er sich und seine Exfrau, die viel, gern und gut Klavier spielte. Ich reagierte ähnlich emotionslos wie das Instrument.*

Vati zeigte mir »sein« Marienstiftsgymnasium, ein Denkmal des Komponisten Carl Loewe, der in Stettin als Kantor und Organist tätig war, das Schloss, den Hafen und die Hakenterrasse, wir schlenderten ein wenig durch die Altstadt (ich mit gebrochenem Zeh, was das Laufen sehr erschwerte), betrachteten das Alte Rathaus und das Loitzhaus, und wie in anderen polnischen Städten wurde auch in Szczecin deutlich, was für großartige Restauratoren die polnischen Handwerker sind und mit welcher Könnerschaft sie nach dem Weltkrieg ihre Städte zu architektonischen Kleinoden wieder aufgebaut haben und immer noch aufbauen.

Natürlich fühlte ich mich in Stettin nicht »zu Hause«. Zu Hause bin ich in Hamburg. Aber mir ging dort und später in Masuren die Frage durch den Kopf, ob es wohl so etwas wie ein »Heimatgen« gibt. Ich habe

*mich nicht im Süden angesiedelt, sondern wieder in einer Stadt an der Küste. Die schönste Landschaft ist für mich nicht das Alpenvorland, sondern Schleswig-Holstein, und sehr viel lieber als auf einem Gebirgsgipfel sitze ich auf dem Deich und gucke aufs Wasser.*

*Wir besichtigten auch den Bauernhof bei Klempin, den unsere Familie 200 Jahre lang besessen hatte und den jetzt eine polnische Bauernfamilie bewirtschaftete, die nach dem großen Krieg zwangsweise von den russischen Behörden aus dem Osten des Landes hierher umgesiedelt worden war und nun Angst hatte, dass die Deutschen wiederkommen und sie wieder verjagen würden. Der Bauer und die Bäuerin beklagten die sozialistische Misswirtschaft – sie hatten keine Milch für den Kaffee, was Vati mit dem Satz quittierte: »Pommern ohne Milch ist noch absurder als Dortmund ohne Bier.« Und das Schönste an Klempin war eine Kirchenruine, die über und über mit Rosen bewachsen war.*

Im Alter von vier Jahren hatte Henning schon viel vom Krieg gelernt. Er wusste, dass Sirenengeheul Gefahr bedeutet, dass man nicht weinen soll, wenn man nachts in den Keller muss, wo ein strenger Luftschutzwart alle Ausweise kontrollierte. Er hatte gelernt, dass Flugzeuge Bomben abwerfen, dass Häuser leicht kaputtgehen, dass Straßen sehr gut brennen, dass tote Menschen nicht aussehen wie schlafende Menschen. Er wusste nicht, was ein Feuerwerk ist, aber er wusste, dass ein illuminiertes Himmel nichts Gutes bedeutet, nämlich Luftangriffe, Flakfeuer und laute Explosionen. Er hatte auf der Straße gestanden und zugesehen, wie Mutti und seine Tante Janni versuchten, den Dachstuhl und das Obergeschoss des Hauses in der Roonstraße zu löschen, weil eine Brandbombe eingeschlagen hatte. Er wusste, dass Zentralheizungen gefährlich waren, weil sie platzen konnten und dann die Leute verbrühten, und er ahnte, was »Phosphorkanister« waren, weil sie erwachsene Männer dazu brachten, sich schreiend auf der Straße zu wälzen. Er hatte auch gesehen, dass auf der Straße neben einer sich krümmenden und stöhnenden Frau ein Baby lag, das den von Bomben erzeugten Luftdruck nicht überlebt hatte.

Ende 1942 wurde Mutti nach Posen in Polen zwangsverpflichtet. Dort sollte sie polnischen Kindern Deutsch beibringen. Es war eine endlose Bahnreise, hauptsächlich nachts. Der Zug brachte Soldaten an die sogenannte Ostfront. Oft stand er stundenlang auf freiem Feld. Es war bitterkalt. In Posen waren die Deutschen nicht willkommen. Die Eltern der Kinder, die Mutti unterrichtete, lehnten sie ab. Henning hatte niemanden, mit dem er spielen konnte, einen Kindergarten gab es nicht. Die Deutschen lebten wie Gefangene in einer Stadt, von der sie glaubten, sie seien dort die Besatzungsmacht.

Im Jahr von Stalingrad durften sie wieder nach Stettin zurückkehren. Oma Venske wanderte zweimal pro Woche mit Henning auf den Friedhof, »den Opa besuchen«. Der war mit Mitte fünfzig an Asthma gestorben, drei Jahre vor der Geburt seines Enkels. Das Asthma hat er ihm trotzdem vererbt. Nach den Friedhofsbesuchen bekam Henning eine Tasse Kakao und ein Schmalzbrot, obwohl das nach Omas Meinung überhaupt nicht zusammenpasste. Aber »das Jungchen« hatte ja Keuchhusten, und überhaupt konnte Henning von Oma alles haben, weil er ja ein echter Stettiner war. Das war sehr angenehm. Aber schon sehr bald bekam Mutti von irgendeiner Nazi-Behörde den nächsten Marschbefehl, diesmal nach Prag. Dort musste sie tschechischen Kindern Deutsch beibringen. Zu der Zeit lernten in Europa 250 Millionen Menschen Deutsch. Posen war schon schlimm gewesen, aber Prag war die Hölle. Wenige Monate zuvor hatten die Nazis Lidice ausgelöscht: alle Männer massakriert, die Frauen ins KZ nach Ravensbrück verfrachtet und von 88 Kindern 81 ins Gas geschickt. Sehr verständlich, dass die Menschen in Prag einer deutschen Lehrerin und ihrem Sprössling mit entschiedener Abneigung begegneten.

Zum Glück dauerte der Aufenthalt in Prag nicht sehr lange. Anfang 1944 wurden Mutti und Henning zusammen mit Tante Janni, Muttis Schwester, und deren Sohn Wolfgang nach Zinkenbach am Wolfgangsee in Österreich evakuiert – gegenüber von St. Wolfgang.

*Jahrzehnte später versuchte an dessen Ufern der deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl vergeblich, mit einer Diät aus trockenen Brötchen seine Fettschicht zu reduzieren.*

Wolfgang war zwei Jahre jünger als Henning. Seinen Vater hatte er nicht mehr kennengelernt: Der war in den ersten Tagen des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion ums Leben gekommen. Das größtenwahnsinnige »Unternehmen Barbarossa« hatte aus Tante Janni eine traurige Kriegerwitwe gemacht.

Die österreichischen Behörden quartierten Mutti, Tante Janni, Henning und Wolfgang in einem bescheidenen Haus in einer Zweizimmerwohnung über dem Dorfladen ein. 35 Kilometer von Zinkenbach entfernt befand sich das KZ Ebensee, und am Dorfrand hatten die Nazis ein Lager für Kriegsgefangene eingerichtet, die als Zwangsarbeiter auf den umliegenden Höfen arbeiten mussten. Einer von ihnen hieß Eugène. Er kam aus Frankreich und wurde der Freund von Henning. Eugène arbeitete in dem Dorfladen und hatte ein Verhältnis mit der Hörzenbergerin, der Dorfladenbesitzerin. Als das rauskam, wurde er erschossen, und sie kam ins KZ. Der Dorfklatsch war wieder mal der Mörder.

In Zinkenbach gab es Dorfkinder und evakuierte Kinder aus Wien. Außerdem die Frauen von SS-Männern und einen Ortsgruppenleiter, der ein ekliger kleiner Hitler war. Henning konnte zu seinem Kummer aus Altersgründen noch nicht in die Hitler-Jugend eintreten. Aber er liebte es, wie die Erwachsenen mit wichtiger Miene die »aufgehobene Rechte« (Werner Finck) zum Faschistengruß zu zeigen. Mutti versuchte, wenn niemand dabei war, ihm diese Unsitte abzugewöhnen. Sie arbeitete als Lehrerin an der Volksschule. Tante Janni passte auf die Jungen auf. Wenn sie sich nicht mehr anders zu helfen wusste, stieß sie die beiden mit den Köpfen zusammen. Das war zweifellos eine der unangenehmsten Erziehungsmethoden aller Zeiten und deshalb unvergesslich.

Manchmal überflogen alliierte Bomber Zinkenbach auf dem Weg nach Wien, hin und wieder musste man auch schnell in einen Straßengraben springen oder sich platt auf den Boden legen, wenn Tiefflieger kamen. Und wenn man mutig genug war und den Kopf drehte, konnte man die Gesichter der Piloten in ihrer Plexiglaskabine sehen, und die feuerten entweder Geschossgarben auf die Straße, oder sie warfen Flugblätter ab, die man im Büro beim Orts-

gruppenleiter abgeben musste. Das war für einen Fünfjährigen ein spannendes Leben.

Eine intensive Begegnung mit dem Nationalsozialismus hatte Henning im dunklen Treppenhaus: Dorthin war er verbannt worden, als er, ein notorisch schlechter Verlierer, das »Mensch ärgere dich nicht«-Brett wutschnaubend vom Tisch geworfen hatte. Nun hörte er aus einem Radio irgendwo im Haus einen zornbebenden Fleischerhund oder einen brüllenden Drachen, ausgebrochen aus dem dunkelsten Kohlenkeller, vor dessen furchterregendem Bellen, Krächzen und Knurren man sich nicht verstecken konnte. Der sogenannte Führer selbst hatte ihm im Treppenhaus aufgelauert.

Anfang April 1945 stand eines Nachmittags ein derangierter deutscher Soldat vor der Haustür. Er sagte nicht »Heil Hitler«, wollte aber ganz schnell reingelassen werden. Er wollte nicht gesehen werden, weil er aus Italien geflüchtet war, und er berichtete von der Auflösung der Wehrmacht und dass der Krieg verloren sei. Später gab der Soldat Mutti seine Pistole. »Sicher ist sicher«, sagte er. Er hat noch was gegessen, und als es dunkel war, ist er weitergeflüchtet.

An Hitlers Geburtstag, einen Tag nach Muttis Geburtstag, waren Mutti, Tante Janni, Henning und Wolfgang die letzten Deutschen in Zinkenbach. Zehn Tage später hörten Mutti und Tante Janni unter einer Decke Radio London. Da wurde Hitlers Tod gemeldet. Die Frauen trauten sich nicht zu jubeln. Aber Mutti hatte ein Grinsen in ihrem schönen Gesicht, als sie »das wurde aber auch Zeit« sagte. In der Nacht darauf schlich Mutti mit ein paar Habseligkeiten, eingeschlagen in eine alte Öljacke, den Hügel hinter dem Haus hinauf und vergrub, was ihr wertvoll erschien, unter einer markanten Baumgruppe: Familiensilber, einige Schmuckstücke, Briefe, Fotos und das Tagebuch über Hennings Babyzeit. In der folgenden Woche wirkte sie nervös und ratlos. Die Erwachsenen behandelten die Kinder mit ungewohnter Gereiztheit. Am 8. Mai war der Krieg zu Ende.

Im ersten Sonnenlicht des nächsten Morgens brachen die vom Nazi-Regime geschundenen und entrechteten Menschen aus dem Zwangsarbeiterlager aus. Sie kamen noch vor dem Frühstück. Eine offenbar angetrunkene Gruppe stürmte und plünderte den Dorfla-

den. Dann polterten die Männer die Treppe hoch. Sie schrien und traten gegen die Wohnungstür. Henning und Wolfgang waren starr vor Schreck. Sie wussten nicht, was der Lärm bedeutete. Dann zersplitterte die Tür, die Gefangenen stürmten in die Küche und schlugen alles kurz und klein. Sie brüllten: »Das ist für Eugène.« Wolfgang schrie in Jannis Armen. Henning stand mit angstgeweiteten Augen in einer Ecke des Raumes. Dann brachen sie die Tür des Schlafzimmers auf. Der Tisch, auf dem Muttis Schreibmaschine stand, wurde mitsamt Tintenfass, Bleistiften, Papieren und Fotos aus dem Fenster geworfen. Einer spuckte auf das Bild von Muttis Eltern, Oma und Opa Ströhlein. Ein anderer packte Mutti am Genick und zog sie von Henning weg. Aber sie kämpfte energisch. Der Mann war schon ziemlich alt und nach seiner Zeit in dem Arbeitslager wohl auch geschwächt. Mutti stieß ihn vor die Brust, und er fiel hin. Einer zerriss Muttis und Tante Jannis Kennkarten in kleine Fetzen. Raserei und Zerstörungswut. Dann flogen die Matratzen auf die Straße, und einer fand unter dem Bett die Pistole. Tante Janni rannte mit Wolfgang aus dem Haus, Henning hinterher. Auch Mutti entkam. Ein Franzose warf ihr die Pistole ins Kreuz und schrie: »Allez! Allez!«

Vor dem Haus stand eine Gruppe von johlenden Dorfbewohnern: »Haut ab, Piefkes! Raus hier! Verschwindet! Raus!« Niemand machte Anstalten, den Deutschen zu helfen. Die Österreicher waren ja bekanntlich alle im Widerstand gegen die deutschen Nazis gewesen. Steine flogen, aber sie trafen nicht.

Tante Janni nahm Wolfgang huckepack, Mutti nahm Henning an die Hand. Sie rannten im Zickzack. Sie rannten und rannten, bis sie das Geschrei und Gejohle nicht mehr hören konnten. Niemand folgte ihnen. Mutti war die Reiseleiterin. Sie entschied, es sei besser, den Weg zu verlassen und durch den Wald zu gehen ...

»Wo gehen wir hin?«, fragte nach einiger Zeit Henning.

»Ans Ende vom See.«

»Das ist aber weit ... Und dann?«

»Zu Oma und Opa«, antwortete Mutti.

»Und wo sind die?«

»Ich hoffe in Kiel.«

»Aber du weißt es nicht?«

»Doch, ich glaub schon.«

»Und wie weit ist das nach Kiel?«

»Nicht so weit. Komm, wollen mal sehen, wer als erster da ist. Aber nicht auf der Straße laufen, nur im Wald!«

Henning rannte los. Und Wolfgang immer tapfer hinterher. Rückblickend muss man sagen: Dieser Knirps Wolfgang mit seinen vier Jahren war der eigentliche Held dieser Wanderschaft. Henning rief ihm zu, er solle sich vor Bären und Löwen hüten, und Wölfchen rief zurück: »Mach ich!«

Sie hatten nichts: nichts zu essen, nichts zu trinken, nichts anzuziehen. Sie hatten kein Dach über dem Kopf. Geld hatten sie auch nicht. Und was am schlimmsten war: Sie hatten weder Ausweispapiere noch Landkarten. Sie besaßen nur das, was sie am Körper trugen, als sie aus dem Haus rannten: Mutti und Tante Janni trugen Baumwollkleider und Sandalen, die Jungen karierte Hemden und Lederhosen. Sie hatten nichts an den Füßen, sie waren ja immer, so oft es ging, barfuß gelaufen. Aber es war doch ziemlich unwahrscheinlich, dass sie den Weg bis zu Oma und Opa in Kiel ohne Schuhe bewältigen konnten. Das Gebot der Stunde lautete: immer in Richtung Norden. Oma und Opa Ströhlein waren möglicherweise – wenn sie noch lebten – in Kiel, denn da waren Omas Schwestern zu Hause: Tante Berta, die mit Onkel Max verheiratet war, und Tante Ida, die immer Zigaretten rauchte. Vor ihnen lagen etwa 1100 Kilometer Fußweg. Züge und Busse fahren nicht. Über Lastwagen oder Pkw verfügten nur die fliehenden deutschen Soldaten oder die anrückenden Befreier. Die Post war geschlossen, das Telefon stumm.

Ob Vati noch lebte, wusste niemand. Dabei hatte ihn seine kleine Familie nie nötiger gebraucht als jetzt. Seit der Steinzeit war es die Aufgabe der Männer, Nahrung zu ergattern und eine Unterkunft für die Nacht zu organisieren. Nun machten das die Frauen.

Später fragte Henning: »Darf ich aus dem Bach trinken?«

Mutti antwortete: »Nein.«

»Warum nicht?«, fragte Tante Janni. »Es gibt doch nichts anderes.« Das war natürlich richtig. Mutti hatte den Jungen immer verbo-

ten, aus den Gebirgsbächen zu trinken. Wenn sie streng wurde, klang sie wie ihre Mutter: Oma Ströhlein hatte immer strikte Regeln, die sie durchzusetzen wusste. Am Abend hatten sie knapp fünfzehn Kilometer hinter sich gebracht.

Sie waren erschöpft und völlig ausgehungert.

Aus dem Schornstein einer baufälligen Kate stieg Rauch. Eine Frau öffnete. Mutti fragte mit bestmöglichem österreichischen Akzent nach Schlafplätzen und erzählte was von Verwandten in Burghausen jenseits der Grenze.

»Wir sind kein Hotel«, antwortete die Frau.

Dann kam ein alter Mann: »Immer mehr Bettler ... immer mehr Bettler ... die hört sich nicht an, als sei sie von hier ... «

Die Frau sagte: »Wasser ist frei. Zu essen haben wir selber nichts. Weiß kaum, wie ich mein Kind und den alten Mann satt kriegen soll. Gott allein weiß, woher die nächste Mahlzeit kommt. Ich vermute, Sie haben auch nichts?«

Die Frau schwätzte und schwätzte und schwätzte. Die Habenichtse standen armselig und hilflos vor der Tür. Sie hatten weder den Mut noch die Kraft, einfach die Küche zu stürmen und den Schmorbraten, der da so appetitlich duftete, zu erobern und zu verschlingen. Die Frau wies ihnen einen Schlafplatz im Stall zu. Sie legten sich auf einen Haufen Sägespäne. Es war zum Glück sehr warm – zum Zudecken hätten sie auch nichts gehabt.

Am nächsten Morgen stellten sie fest, sie hatten nicht mal einen Kamm.

»Wir kriegen alle eine Filzmütze auf dem Kopf wie eine alte Ziege«, sagte Henning.

Hinter dem Stall war ein Beet mit Kopfsalat. »Der gehört dem alten Mann«, erklärte Mutti.

»Die Frau hat gesagt, sie weiß nicht, woher die nächste Mahlzeit kommt – vielleicht mag der alte Mann keinen Salat?«, überlegte Tante Janni.

In dem Haus war kein Fenster, aus dem man das Salatbeet hätte sehen können. So gab es an diesem Morgen Kopfsalat zum Frühstück.



Mutti überzeugte Henning, Salat sei gesund für die Zähne.

Sie liefen Richtung Salzburg, immer neben der Straße. Henning lief verbissen den ganzen Tag. Mutti und Tante Janni nahmen Wolfgang abwechselnd huckepack. Weit kamen sie an diesem Tag nicht. Abends dann wieder ein Stall neben einem properen Bauernhaus. Weit und breit war niemand zu sehen. Die Haustür war abgeschlossen, auf ihr Klopfen reagierte niemand. Als sie im Frühnebel von der Morgenwä-sche am Bach zurückkamen, stand eine Frau in der Stalltür und schenkte ihnen ein halbes Brot. Es gibt so Tage, da lernt man schon am frühen Morgen das Staunen. Das Brot machte Mut für den Tag.

Irgendwann kamen drei deutsche Armeelaster, besetzt mit jungen Soldaten in Räuberzivil. Die Laster hielten an.

»Na, Fräulein? Wollnse mitfahren?«, fragte einer der Soldaten.

»Ja, gerne. Fahren Sie denn nach Norden?«

»Jawoll. Nächster Halt Köln oder was noch davon übrig ist.«

Sie kletterten auf die Ladefläche. Da waren einige Biergartenbänke, auf die sie sich setzen konnten. Wenig später passierten sie die deutsche Grenze. Kontrollen fanden nicht statt. Landesgrenzen waren ziemlich obsolet in dieser Zeit. Dann wurden sie viele Kilometer weit durchgeschüttelt. Zum Abendbrot kochten die Soldaten Reis.

»Vor dem Krieg gab's wunderbare Bratwürste in Regensburg«, sagte einer.

»Und phantastische Knödel in der Gegend um Deggendorf«, erzählte ein anderer.

»Halts Maul, Fettkopf«, erwiderte ein dritter.

In der Nacht schliefen sie auf der Ladefläche eines der Lkw. Die Soldaten hatten ihnen Decken gegeben. Zum Frühstück gab es wieder Reis, diesmal mit ein paar Keksen aus der eisernen Ration der Männer. Sie fuhren weiter, grobe Richtung Köln oder Kiel, wenn möglich um die Ortschaften herum. Die meisten Straßen hatten große Schlaglöcher. Wenn sie mal eine Ortschaft durchquerten, waren Straßen und Marktplätze menschenleer. Die wenigen Menschen, die unterwegs waren, verschwanden in den Häusern, wenn sich die Laster näherten. Auf den Feldern sah man tiefe Bombenkrater – die feindlichen Piloten hatten Bomben, die sie über den Städten nicht losgeworden waren, abgewor-

fen, um ihre Flugzeuge für den Rückflug nach England zu erleichtern. Sie fuhren keineswegs schnell, trotzdem machte der Fahrtwind die Hitze erträglich. Der Motorenlärm verhinderte jede Unterhaltung. Über der Kühlerhaube zitterte die Luft. Die Soldaten, die Frauen, die Jungen – alle hingen ihren Gedanken nach.

Zwei weitere Nächte kampierten sie nahe einem Bach und aßen Reis. Am folgenden Tag wurde der Sprit knapp, und die Soldaten beschlossen, in nur einem Lkw weiterzufahren. Sie erwarteten, demnächst von den Amerikanern gefangengenommen zu werden. Mutti und Tante Janni wollten es lieber allein weiter versuchen. Die Soldaten schenkten ihnen zum Abschied die Decken, außerdem einen Sack Reis und dann noch einen Ballen Seide. Den hatte ein älterer Soldat aus Italien mitgeschleppt, und er erklärte, das sei etwas Gutes, er könne das beurteilen, er habe vor dem Krieg in Aachen ein Damenbekleidungsfachgeschäft besessen. Das Wort »Boutique« war damals in Deutschland nicht gebräuchlich.

Mutti, Tante Janni, Henning und Wolfgang marschierten weiter, immer noch ungekämmt, und die Frauen stöhnten, weil sie sich so viel Gepäck aufgeladen hatten. Sie richteten sich nach der Sonne. Es gab zwar Straßenschilder, aber die waren alle umgekippt oder verdreht worden, um den Ortssinn der Feinde Deutschlands zu verwirren.

In der Nähe von irgendeinem Neustadt erreichten sie ein einsames Gehöft. Für Abendbrot und Nachtquartier durften sie noch drei Stunden Unkraut rupfen. Der Bauer stand daneben, die Arme in die Hüften gestützt, guckte den Frauen auf den Hintern und kontrollierte ihr Tun. Dann holte man sie in die Küche. Dort war für sechs Leute gedeckt, und es roch wundervoll deftig nach Fleisch und Gemüse. Die sechsköpfige Bauernfamilie nahm Platz und begann zu tafeln. Die vier Migranten wurden am Katzentisch in der Ecke platziert und erhielten jeder einen Napf mit einer dünnen Suppe ohne erkennbaren Geschmack, die aber einigermaßen den Magen füllte.

»Ich zeige euch jetzt die Scheune. Das wird euch guttun«, sagte der Bauer, und er war so vollgefressen, dass er den obersten Knopf seiner Hose offen lassen musste.